

"Wenn sie die Augen schloss, fing sie an zu denken": Demenz in Biographie, Chronik und Tagebuch

Völk, Malte

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Völk, M. (2015). "Wenn sie die Augen schloss, fing sie an zu denken": Demenz in Biographie, Chronik und Tagebuch. *BIOS - Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 28(1-2), 102-118. <https://doi.org/10.3224/bios.v28i1-2.06>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

„Wenn sie die Augen schloss, fing sie an zu denken“

Demenz in Biographie, Chronik und Tagebuch

Malte Völk

Einleitung

Demenzerkrankungen stellen das menschliche Selbstbild in Frage. Eine Schwierigkeit im Umgang mit den zunehmend verbreiteten degenerativen Erkrankungen liegt darin, dass die Symptome die menschliche Fähigkeit zu Reflexion und Ausdruck im Kern angreifen. Schon Michel Foucault – für den das Thema allerdings Jahrzehnte vor der heutigen alternden Gesellschaft nebensächlich¹ war – stellte fest, Demenz könne „nur von außen erlebt“ (Foucault 1973: 262) werden. Der verbreiteten Vorstellung, Demenzkranke selbst würden aufgrund eines umfassenden Verlusts der kognitiven Fähigkeiten nicht einmal von ihrem eigenen Leiden etwas mitbekommen, wird zwar widersprochen von Erfahrungsberichten (Stechl u. a. 2007; Peters 2007) und sogar Forschungsbeiträgen (Beard u. a. 2009²) selbst erkrankter Personen. Allerdings können sich solche Innenansichten wohl nur aus der Frühphase einer Demenzerkrankung gewinnen lassen. Die „Reste oder Inseln des Selbst“ (Kruse 2013: 247), die noch aus der fortgeschrittenen Demenz auftauchen, können ihre Erfahrungen eben nicht mehr im Sinne eines sprachlichen Logos ausdrücken. Dafür werden Übersetzer benötigt, die die emotionalen Ausdrucksweisen der betroffenen Personen verstehen und weitergeben können. Ich möchte im Folgenden solche Übersetzungsversuche näher betrachten, wobei private, nichtpublizierte Tagebücher und Chroniken exemplarisch einem professionell publizierten Bericht gegenübergestellt werden sollen. Die selbst Erkrankten kommen darin auch zu Wort – in längeren wörtlichen Zitaten, zum Teil auch als Ko-Autoren. Es geht dabei um genau diesen Übergangsbereich zwischen dem eigenen Sprechen der Erkrankten und den Darstellungen – den Übersetzungsversuchen – der Angehörigen. Wie ist es möglich, von Demenz zu erzählen, und wie fügen sich diese Erzählungen in traditionelle Formen des Biographischen ein?

1 Foucault reiht in *Wahnsinn und Gesellschaft* die „Gruppe der Demenz“ unter die „großen Gestalten des Wahnsinns“ (Foucault 1973:255 f.) ein. Anders als die kulturgeschichtlich exponierten, zeitweise nahezu modischen Leiden wie Melancholie oder Manie sperre sich die Demenz aufgrund ihrer Symptomatik gegen eine kulturtheoretische Erschließung. Die meist als bloßer Verfall der kognitiven Vermögen wahrgenommene Erkrankung biete wenig Raum für symbolische Belehnungen, für mythische und moralische Projektionen oder Phantasien: Demenz entfalte als Begriff „keine integrierende Kraft“ (Foucault 1973: 262). Dieser Befund muss heute überdacht werden (vgl. etwa zu Demenz als kultureller Metapher Zeilig 2014 und Pott 2014; zur Repräsentation in der Populärkultur Grebe u. a. 2013 sowie Swinnen/Schweda 2015).

2 Die inzwischen verstorbene Alzheimerpatientin und Aktivistin Jenny Knauss hat an dieser Studie als Autorin mitgewirkt.

Für eine Annäherung an die Beantwortung dieser Frage möchte ich mich auf drei Dokumente konzentrieren, in denen die erkrankten Personen ungefähr aus der gleichen Alterskohorte stammen, nämlich derjenigen, die den Zweiten Weltkrieg als Heranwachsende gerade noch miterlebt hat. Geographisch verlaufen die Lebenswege in Österreich sowie in West- und Ostdeutschland. Zunächst werde ich aus dem Bereich der professionell publizierten Berichte das Buch *Der alte König in seinem Exil* von Arno Geiger betrachten, bevor ich zwei nichtpublizierte biographische Dokumente einer vergleichenden Analyse unterziehe.³

Arno Geiger: Demenz als „Lehrstück“?

Arno Geigers zuerst 2011 erschienenes Buch *Der alte König in seinem Exil* ist in der literaturwissenschaftlichen Forschung als „hochliterarisch“ (Dackweiler 2014: 272) eingeschätzt worden und gilt als hervorragendes Werk der „Alzheimer-Narration“ (Dackweiler 2014). So steht es erzähltheoretisch zum einen im Kontext von traditionellen Formen des biographischen und autobiographischen Schreibens. Zum anderen hat das Buch aber auch Anteile einer „Pathographie“, zu der die Alzheimer-Narration ein neueres Subgenre bildet und in der nun Geigers „homodiegetischer Ich-Erzähler“ (Dackweiler 2014: 252; vgl. auch Vedder 2012) die schwere Erkrankung eines Angehörigen zum Anlass für eine bio- und autobiographische Bestandsaufnahme nimmt.

Neben aktuellen Berichten von Angehörigen über das Leben mit Demenzkranken könnte man ein weiteres Vorbild für Geigers Konzeption und Erzählhaltung nennen: Das Buch *Patrimony: A true story [dt. Mein Leben als Sohn]*, in dem Philip Roth 1991 sein Verhältnis zu seinem an einem Hirntumor leidenden und sterbenden Vater schildert und diesen, wie es bei Geiger der Fall ist, auch zeitweise pflegt. Beide, Roth und Geiger, schreiben als bereits etablierte und anerkannte Romanautoren, jedoch – *true story* – über reale Begebenheiten. Beide setzen sich zudem auseinander mit emotional entfremdeten, aber nicht unterdrückenden Vätern, die insbesondere zu den schriftstellerischen Ambitionen ihrer Söhne nie einen Bezug gehabt hatten, was in beiden Büchern zentral reflektiert wird. Die Besonderheit bei Geiger besteht nun darin, das Motiv des Schriftstellertums konsequent zu einem Resonanzraum zu formen, in dem sich die Beziehung zu seinem Vater neu entfaltet: im Angesicht und aus Anlass der Demenz. Geiger ringt der Biographie des Vaters eine geradezu romanhafte Schlusspointe ab, in der der zeitlebens kaum an Literatur Interessierte ganz am Ende doch noch zu einem kreativen Sprachkünstler wird. Ich möchte im Folgenden zunächst zeigen, wie es Geiger gelingt, seinen Vater zu einem Schriftsteller zu machen (I), um danach der Frage nachzugehen, welche Absichten damit verfolgt werden könnten (II) und schließlich diese Form der Demenzerzählung zu lesen als einen Versuch der Übersetzung zwischen der emotionalen Erfahrungswelt eines Demenzkranken und dem sprachlichen Logos (III).

3 Bei den nichtpublizierten Dokumenten handelt es sich um eine Chronik und um ein Tagebuch aus dem Deutschen Tagebucharchiv in Emmendingen, dem ich herzlich danken möchte für den Zugang zum Material und für die professionelle Unterstützung. Die folgende Untersuchung ist entstanden im Rahmen eines Postdoc-Stipendiums der Fritz Thyssen Stiftung, das mir gewährt worden ist für die Durchführung des Projekts „Herausforderung Demenz“ am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft der Universität Zürich.

I.

Geigers Buch ist zum großen Teil als eine Montage angelegt. So sind den Kapiteln jeweils einzelne Seiten vorangestellt, auf denen mit viel Freiraum kursiv gesetzte, teils dialogische Aussprüche des Vaters zitiert werden. Auf diese Weise tritt der bereits in fortgeschrittener Demenz versinkende Vater als Aphoristiker hervor. Auch im erzählerischen Teil des Buches werden immer wieder Aussprüche des Vaters wiedergegeben. Diese sind zum Teil von einer solchen sprachlichen Durchschlagskraft, dass der Sohn, preisgekrönter Schriftsteller, der er ist, unumwunden seinen Neid zum Ausdruck bringt. Angesichts von beiläufigen Äußerungen wie: „Die Zeiten ändern sich, aber nicht mehr lange“ (Geiger 2015: 148) schwärmt er von einem „magischen Potential der Wörter“ (Geiger 2015: 101). Es scheint überdies so, als hätte der Vater, der sein Leben als Verwaltungsmitarbeiter am österreichischen Teil des Bodensees verbracht hatte, ganz allgemein in der Demenz ein überraschend gesteigertes Sprachgefühl entwickelt. Das geht so weit, dass er nicht nur pointierte Aphorismen hervorbringt, sondern zum Beispiel auch fremdsprachendidaktisch auf eine slowakische Laienpflegerin einwirkt: „er hatte ihr Deutsch beigebracht, sie stundenlang in Aussprache und Grammatik unterwiesen, während er gleichzeitig nicht die Namen seiner vier Kinder hätte nennen können“ (Geiger 2015: 133). Dennoch bleibt es – vorläufig – dabei, dass es der Erzähler ist, der die Zügel in der Hand hält. Erst dessen ordnende Hand bündigt die Symptome der Demenz und fügt sie ein in das sinnvolle, schlüssige Ganze einer Gesamtbiographie. Es gibt jedoch einen motivischen Strang der Erzählung, mit dem es dem Erzähler gelingt, auch den Vater als Originalautor zu etablieren. Es handelt sich um das schon angedeutete Motiv der slowakischen Pflegerinnen.

Bereits zu Beginn des Buches ist die Rede von dem offenbar einzigen Auslandsaufenthalt, dem sich der Vater in seinem ganzen Leben ausgesetzt hatte: im Zusammenhang mit seinem Einsatz in der Wehrmacht, in die er als Jugendlicher kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs eingezogen worden war. Desorientiert und verängstigt, sei er schnell und tendenziell freiwillig in sowjetische Gefangenschaft geraten. Schwer erkrankt, habe er wochenlang in einem Lazarett in Bratislava gelegen, wo er wohl von sowjetischen Krankenschwestern gepflegt worden sei. Man wisse jedoch kaum etwas, so der Erzähler, über die genauen Umstände dieser Lazarettzeit, denn diese habe der Vater in seinen Erzählungen stets „ausgespart“ (Geiger 2015: 43). Geschickt hält nun der Erzähler die biographische Verbindung aufrecht zwischen dieser Kriegserfahrung und der aktuellen Pflegesituation. Es sei schon ein „seltsamer Zufall, dass seine Betreuerinnen aus der Slowakei und einige direkt aus Bratislava zu ihm nach Wolfurt kamen“ (Geiger 2015: 107). Ein nicht minder seltsamer Zufall ist es, dass der Erzähler nach der Übersiedlung des Vaters in ein Pflegeheim im Keller des Elternhauses ein altes Tagebuch findet. In diesem hatte der Vater wenige Jahre nach Kriegsende jenen Teil der Erzählungen festgehalten, der vorher „ausgespart“ (Geiger 2015: 43) geblieben war. Die eindrückliche, plastische Schilderung aus der Hand des Vaters wird nun seitenweise wörtlich zitiert (Geiger 2015: 164-167), so dass es tatsächlich der Vater selbst ist, der diesen Erzählstrang vollendet – oder genauer gesagt: begründet – und damit vom Ende her einen Teil des Buches neu zum Leben erweckt. Arno Geiger macht seinen Vater zunächst zu einer literarischen Figur. Er geht als Erzähler noch einen Schritt weiter und macht seinen Vater sogar zu einem selbst produzierenden Schriftsteller, also insgesamt zu einem literarischen Wesen. Das ist in erster Linie ein deutlicher Ausweis der Zuneigung, denn, wie man mit Jean

Pauls literarischer „Lebensbeschreibung“ sagen könnte: „Wohlfeiler und sonderbarer kann man doch kein Wesen glücklich machen, als wenn man es zu einem literarischen macht“ (Jean Paul 1970: 512).

II.

Was erreicht Geiger mit dieser erzählerischen Umwandlung des Vaters vom bürokratischen „Gemeindeschreiber“ (Geiger 2015: 26) zum schöngeistigen Autor? Zuerst stiftet er eine Gemeinsamkeit zwischen ihnen. Es scheint so, als würde der Vater in der Demenz einen Teil seiner Persönlichkeit offenlegen, der vorher verborgen gewesen war. Und zwar genau jenen gewissermaßen poetischen Teil der Persönlichkeit, den der Sohn bisher beim Vater vermisst hatte und mit dem er sich selbst identifizieren kann. Dieses Verfahren gleicht sich mimetisch einem Aspekt der Demenzerkrankung an, und zwar dem beim Vater beschriebenen Hervortreten von Emotionalität gegenüber kognitiv kontrollierten Charakterzügen. Die Entwicklung seines Vaters von einem bodenständigen, kaum kreativen und wenig flexiblen Amtsschreiber hin zu einem *homme des lettres* in einem historisch-kritischen Sinn nachzuweisen – darum geht es Geiger ganz offensichtlich nicht. Vielmehr lernt er aus dem Zusammensein mit dem Vater, den emotionalen Wahrheitsgehalt der Interaktionen wahrzunehmen und sich danach zu richten. So bilanziert der Erzähler: „Die objektive Wahrheit kam oft unter die Räder, es kümmerte mich nicht, denn sie war wertlos“ (Geiger 2015: 118). Dieses Prinzip prägt nun auch den Entwicklungsroman des Vaters. Man kann hier an den berühmten Satz von Sigmund Freud denken: „die biographische Wahrheit ist nicht zu haben, und wenn man sie hätte, wäre sie nicht zu brauchen“ (Freud 1984, 137). Geiger nimmt eine Annäherung zwischen ihm und dem Vater war, und das ist ihrer beider biographische Wahrheit. Die Frage, ob und inwieweit die Darstellungen der späterwachten Sprachmagie empirisch zutreffend sind, wäre also hier falsch gestellt. Der Erzähler stellt das dar, was ihm wichtig ist und was er daher in besonderem Maße wahrnimmt. Die Relativität dieser subjektiven Wahrnehmung wird dabei auch in der Erzählung selbst offenbart. So wird an einer Stelle etwa punktuell die Wahrnehmung der Schwester des Erzählers eingeführt. Diese Schwester hat große Schwierigkeiten mit dem Zustand des Vaters und kann es kaum ertragen, diesen zu besuchen. Nach der Lektüre eines Teils der Schilderungen ihres schriftstellerischen Bruders sagt sie:

sie sei froh, wenn sie, fünf Minuten nachdem sie zur Tür raus sei, alles vergessen habe, je eher, desto besser, sie finde es nicht interessant, sondern zum Weinen. Wenn sie das, was ich schreibe, lese, gehe es ganz gut, dann könne sie darüber schmunzeln. Doch die Situation selbst sei ein Horror (Geiger 2015: 153).

Geiger leistet also offenbar eine Übersetzung der Symptome vom „Horror“ der „Situation selbst“ in eine erträgliche, ja sogar anregende und spannende Prosadarstellung. Das ist ein Merkmal des Ästhetischen überhaupt – mit Blick auf das Verhältnis von empirischer Realität und Literatur. Schließlich kann man davon ausgehen, dass Geiger sich an tatsächliche Begebenheiten und Äußerungen hält. Doch allein die Auswahl, Anordnung und sprachliche Kontextualisierung bewirken den von der Schwester bemerkten Effekt der Ästhetisierung des Realen. Dieser Effekt der Literarisierung

als katastrophal wahrgenommener Ereignisse findet sich anschaulich dargestellt bei Jean Paul in einer Allegorie:⁴ Mit der Spiegelung solcher Ereignisse in der ästhetischen Darstellung verhalte es sich ähnlich wie mit einer Bootsfahrt über das Meer im Angesicht eines gerade ausbrechenden Vulkans. Man kann durch die im Wasser gespiegelten „kühlen Flammen“ (Jean Paul 1971: 634) gefahrlos und aufmerksam hindurchgleiten.⁵

Für die Angehörigen von Demenzkranken kann eine solche Ästhetisierung offenbar die Möglichkeit bieten, sich zeitweise von dem intensiven Geschehen zu distanzieren. Anders als bei der bloßen Ablenkung oder der räumlichen Trennung ist diese Art der Distanzierung eine innerliche, denn schließlich beschäftigt man sich ja immer noch mit der Thematik, nur anders. Vermutlich hat eine solche innerliche Distanzierung einen besonders befreienden Effekt, der im Falle von Geiger auch noch verstärkt wird durch eingestreuten Humor. Was bedeutet das aber für die Erkrankten selbst?

III.

Angesichts von Verfahren wie der Literarisierung und inneren Distanzierung könnte die Befürchtung aufkommen, bei derartigen Haltungen gerieten das Leiden und die Bedürfnisse der Erkrankten selbst ins Hintertreffen. Zumal angesichts von Einsichten wie dieser:

Für meinen Vater ist seine Alzheimererkrankung bestimmt kein Gewinn, aber für seine Kinder und Enkel ist noch manches Lehrstück dabei (Geiger 2015: 136).

Das spielt nicht nur an auf die Konfrontation mit der persönlichen Identität in der Beziehungsdynamik, sondern meint auch Geigers kulturtheoretisches Argument, Demenz sei „Sinnbild“ (Geiger 2015: 58) der Zerfaserung gesellschaftlicher Entwicklungen und somit gar die „Krankheit des Jahrhunderts“ (Geiger 2015: 58; vgl. auch 187 f.). Eine solche Transformation der Erkrankung in ein „Lehrstück“ (Geiger 2015: 136) für andere wirkt aber auch zurück auf die Erkrankten selbst.⁶ Die Übersetzung der Symptome ist keine Einbahnstraße. Die Demenzkranken sind ja ohne jede Aussicht auf Änderung dieses Zustandes permanent abhängig von anderen Menschen. Wenn es diesen anderen also gelingt, die Situation auch als „Lehrstück“ (Geiger 2015: 136) und damit bereichernd zu sehen, anstatt die mit Demenzkranken verbrachte Zeit bloß als ein Opfer zu empfinden,⁷ so kommt das letztlich auch den Erkrankten selbst zugute.⁸ Eine Art universalistischen Anspruch seiner literarisierenden Überset-

4 Dieses Beispiel und seine Deutung übernehme ich von Schlaffner 2013; vgl. auch Völk 2015: 66 f.

5 Die Schlussfolgerung, die Jean Pauls Romanfigur Walt aus den *Flegeljahren* daraus zieht, lautet: „Siehe, so trägt die Muse leicht im ewigen Spiegel den schweren Jammer der Welt, und die Unglücklichen blicken hinein, aber auch sie erfreuet der Schmerz.“ (Jean Paul 1971:634).

6 Vgl. zur „Macht der Altersbilder“ Zimmermann 2012.

7 Zur medizinethisch-moralphilosophischen Frage des Aufopfern der Angehörigen von Demenzkranken wäre eine „integrative Perspektive“ zu gewinnen, die nicht einseitig den „Anspruch maximaler Fürsorge als Reaktion auf wahrgenommene Bedürftigkeit“ (Biller-Andorno 2001: 9) erhebt, sondern abzielt auf eine situativ und relational differenzierte Balance zwischen Interessen und Möglichkeiten.

8 Das Bestreben, die Haltung der Gesunden gegenüber den Demenzkranken zu ändern, stellt einen in der Gerontologie derzeit prominent vertretenen Ansatz dar, etwa wenn die Rückwirkung von Menschenbil-

zungsmethode bringt das Buch auch dadurch zum Ausdruck, dass anekdotische Erfahrungen von anderen Menschen mit demenzkranken Angehörigen dokumentiert werden (Geiger 2015: 137-139).

Einen Ort, an dem solche Erfahrungen traditionell festgehalten werden, stellt das Medium Tagebuch dar. Die Bedeutung von Tagebüchern zumindest für noch etwas ältere Generationen hatte sich ja bei Geiger etwa darin geäußert, dass über das alte Tagebuch der erkrankte Vater gleichsam zum Ko-Autor gemacht worden war. Ich möchte im Folgenden zwei solcher Original-Tagebücher näher betrachten und auf ihren Umgang mit demenziellen Symptomen hin analysieren.

Das Tagebuch von Frau R.: Würdigung der gemeinsamen Zeit

Das erste Dokument ist zwischen 2002 und 2008 niedergeschrieben worden und konzentriert sich auf diese Jahre, wobei es punktuell auch frühere Ereignisse einbezieht. Der Titel lautet „Rückblick auf unsere letzten gemeinsamen Jahre 2002-2008“. Die Diaristin, Frau R., ist zum Zeitpunkt der Niederschrift im Rentenalter, in den hohen Siebzigern. Sie hat gesundheitliche Probleme und muss sich wiederholt einer Chemotherapie unterziehen. Dieser Aspekt wird nur knapp erwähnt; gegen Ende der Aufzeichnungen ist die Rede von Blutkrebs. Man erfährt, dass Frau R. früher in der DDR Lehrerin gewesen war, bevor sie um 1990 mit ihrem Mann nach Niedersachsen übersiedelte. Ihr Mann, Herr R., war in seinem Berufsleben als Professor an einer Technischen Hochschule tätig. Am Ende der Schilderungen verstirbt er 82-jährig. Die letzten Jahre seines Lebens sind besonders geprägt von einer fortschreitenden Demenz.

Das vorliegende Dokument zeigt sowohl formal als auch stilistisch und typographisch ein uneinheitliches Erscheinungsbild. Seine 72 Seiten (A4-Format) sind größtenteils mit einem üblichen Textverarbeitungsprogramm am Computer geschrieben worden. Die abschließenden acht Seiten, auf denen sehr detailliert die letzten Tage und das Sterben von Herrn R. beschrieben werden, sind jedoch offenbar mit Schreibmaschine verfasst, und zwar auf Blättern mit vordruckten kalendarischen Angaben. Es handelt sich insgesamt betrachtet um eine Komposition, die zusammengesetzt ist aus verschiedenen Elementen. Sie besteht aus absatzweise zitierten älteren Tagebucheinträgen von ihrem Mann und von Frau R. selbst, aus neueren Tagebucheinträgen und vermittelnden Zwischenstücken, die sie verbindet und anreichert mit zahlreichen Dokumenten wie Bilder, oft Fotos, aber auch bekannte und weniger bekannte Kunstwerke, Broschüren, Gedichte, Liedtexte, Einladungskarten, Eintrittskarten, Texte von Reden und ähnliches. Der Fließtext ist zum größten Teil von Frau R. verfasst worden. Die Darstellungsweise schwankt. So findet sich ein klassischer Tagebuchstil mit tagesaktuellen genauen Rückblicken und individuellen Reflexionen, ebenso gibt es aber auch summarische Rückblicke und bloße Auflistungen von Daten, Orten und Ereignissen. Mehrmals werden nicht nur schriftlich Schilderungen aus der Hand von Herrn R. wörtlich dokumentiert, sondern auch Dialoge mit ihm wiedergegeben.

Herr R. hat schon das erste Wort. Die ersten fünf Seiten sind fast durchgängig von ihm geschrieben, was auch durch eine Kursivsetzung der Schrift kenntlich gemacht

dern auf die Lebensqualität von Demenzkranken untersucht wird (Kruse 2010) oder eine „sorgende Gesellschaft“ (Klie 2014) als Zukunftskonzept angestrebt wird; vgl. auch pflegewissenschaftlich zur Bedeutung der alltäglichen Lebenswelt Galvin/Todres 2014 sowie soziologisch zum „Sorge-Komplex“ Bude 2010.

ist. Der Einstieg stammt aus dem Jahr 2002 und bietet ausschweifende Überlegungen von Herrn R. zur Einführung des Euro, den er vergleicht mit anderen historischen und aktuellen Währungen und Maßeinheiten. Direkt darunter findet sich ein ebenfalls von 2002 stammender Bericht von Herrn R., in dem es um eine gemeinsame Reise des Ehepaars nach Paris geht („Die Euroteuerung hat in Paris noch mehr zugeschlagen als daheim!“)⁹ (R: 2). Frau R. verweist auf diesen ausschnittsweise zitierten tagebuchartigen Bericht ihres Mannes so, wie man auf eine Publikation verweisen würde: „Genauer ist nachzulesen in ‚*Pariser Impressionen*‘“ (R: 2). Auch in diesem Tagebuch ist also das Bemühen erkennbar, den demenzkranken Angehörigen als Ko-Autor einzuführen.

Als die gesundheitlichen Probleme von Herrn R. im Laufe des Jahres 2002 spürbarer werden, dokumentiert Frau R. noch einen ausführlichen Reisebericht ihres Mannes. Dieser bezieht sich auf Österreich, hat den Titel *Hohe Berge, tiefe Einschnitte* (R: 2) und geht nahtlos über in Schilderungen von ärztlichen Untersuchungen und Krankenhausaufenthalten. Diese Verbindung von Reiseberichten und Krankheitsberichten ist unübersichtlich. Deutlich wird aber das Bemühen von Frau R., mit redaktionellen Anordnungen sowohl die sprachliche Ausdruckskraft ihres Mannes als auch dessen Vitalität und Lebensfreude auszustellen. Genauer gesagt: zu zeigen, dass diese Lebensfreude auch durch beginnende schwere Erkrankungen nicht ermüdet. Die Analyse dieses Dokuments soll im Folgenden konzentriert werden auf drei Aspekte: die Äußerungen des demenzkranken Herrn R. selbst (I), die redaktionellen Maßnahmen von Frau R. (II) und schließlich die von ihr vorgenommene sprachlich-reflexive Beschreibung und Einordnung der demenziellen Symptome (III).

I.

Es ist zu bedenken, dass dieses Tagebuch – anders als etwa das Buch von Arno Geiger – nicht speziell mit einer Fokussierung auf Demenz verfasst worden ist. Daher ist nicht immer an jeder Stelle deutlich, ob und in welchem Ausmaß die demenziellen Symptome sich zum gegebenen Zeitpunkt bereits äußern. Die oben erwähnten Mischformen aus Reise- und Krankenhausbericht erwecken zumindest den Eindruck, dass zu deren Beginn noch keine deutlichen demenziellen Symptome vorliegen. Die Reiseberichte sind detailliert, insbesondere ist eine Vorliebe für Daten, Zahlen und Namen erkennbar. Ein typischer Satz lautet etwa:

Es ist der 19. 8., und gegen 18.00 Uhr fahren wir über die Abfahrt Lobenstein nach Wurzbach (R: 3).

Diese positivistische Exaktheit wird hintertrieben von lockeren, jovial-ausschweifenden Bemerkungen, die Unbeschwertheit zum Ausdruck bringen. Das liest sich etwa so:

Was steht an? Wohin soll es gehen in den Ferien? Da müssen wir erst mal in der Gesundheitsabteilung nachfragen (R: 2) oder so: Morgens wieder frisch und munter auf der Suche nach einem Auswärtsfrühstück (R: 2).

⁹ Dokument im Besitz des Deutschen Tagebucharchivs Emmendingen; im Folgenden nachgewiesen mit der Sigle R sowie der Seitenzahl.

Deutlich wird an dem heiteren Plauderton, dass das Tagebuch – auch wenn es möglicherweise schon mit Blick auf spätere Lektüren durch Fremde verfasst worden ist – doch in erster Linie gesehen wird als ein Raum, der verhältnismäßig ungehemmte und freie Äußerung erlaubt.

In solchen freien Assoziationen äußert sich Herr R. auch über einen nach dem Österreich-Urlaub notwendigen Krankenhausbesuch aus Anlass einer Operation an der Bauchschlagader. Dieser Bericht liest sich nun wie ein Auftakt zu dem kurz darauf offensichtlichen Ausbruch der demenziellen Symptome. So verwechselt Herr R. bei der Voruntersuchung zunächst wichtige Unterlagen und beschreibt die daraus folgenden Komplikationen sehr detailliert. Weiterhin schleichen sich im Text gewisse Redundanzen ein und der Satzbau wird unsicherer:

Und dann musste doch die alte Methode durchgeführt werden. Habe ich mich für die ‚Loch-Prothese‘ entschieden. [...] Ich werde eine ‚Lochprothese‘ bekommen“ (R: 3 f.).

Die tagelangen Gedächtnislücken unmittelbar nach der Operation mögen durch die Belastungen eines solchen Eingriffs erklärbar sein. Jedoch ist auffällig, dass diese Gedächtnislücken Herrn R. stark beschäftigen und er besonders auch halluzinierte Wahrnehmungen beschreibt, etwa:

[es] war alles in ein leuchtendes Rot getaucht (R: 5), oder: immer wieder tauchte ein Kopf auf (er hieß bei mir bald der ‚Oratoriensänger‘, der war in tiefes Rot getaucht (R: 5).

Mit Rückblicken auf frühere Verwundungen (im Zweiten Weltkrieg) und Krankenhausaufenthalte, die er allesamt hervorragend überstanden habe, werden offenbar eine noch intakte Erinnerungsfähigkeit und grundsätzliche Widerstandsfähigkeit beschworen.

Im folgenden Jahr hat Herr R. noch Gelegenheit zu einem weiteren Reisebericht: über eine Flugreise nach Italien. Auch hier werden Rückblicke in die Vergangenheit getan, wird „lange Vergessenes wieder lebendig“ (R: 9). Die anfangs bemerkte Fokussierung auf greifbare Daten und Fakten erreicht nun einen Höhepunkt. Unter dem Titel *Was mir mein Flugbuch erzählt ...* werden sämtliche Flugreisen des Ehepaars resümiert, sowohl gemeinsame als auch allein absolvierte. Herr R. kommt dabei, wie nicht ohne Stolz vermerkt wird, auf eine „Bilanz“ von „7935 Flugminuten und 73652 Flugkilometern“ (R: 9). Sehr knapp gerät dann der allerletzte schriftliche Tagebucheintrag von Herrn R., den seine Frau präsentiert mit den Worten: er „versucht noch einen Bericht“ (R: 17). Darin geht es um den Umzug des Ehepaars, der notwendig geworden war aufgrund der zunehmenden Einschränkungen der Mobilität. Auch dieser Umzugsbericht leistet einen bilanzierenden Rückblick, bei dem alle ehemaligen Adressen des Paares mit Angabe der Umzugsjahre aufgelistet werden. Das Festhalten sowohl an noch verfügbaren Erinnerungen als auch besonders an greifbaren Daten und Zahlen scheint ein Versuch zu sein, der fortschreitenden Demenz etwas entgegenzustellen. Herr R. schließt mit den Worten:

Hoffen wir, dass wir die Vorteile und das Glück zu zweit in der neuen Wohnung noch einige Jahre genießen können! (R: 17).

Doch bereits einige Monate darauf befindet sich Herr R. in einem „Heim in vollstationärer Pflege“ (R: 29).

Aus den folgenden Jahren werden wörtliche Äußerungen von Herrn R. nur noch sporadisch von Frau R. zitiert. Zusammen mit den vorherigen längeren Textauszügen ist also ein redaktionelles Konzept von Frau R. zu erkennen, das im Folgenden betrachtet werden soll.

II.

Es ist bereits erwähnt worden, dass Frau R. mit der umfänglichen Dokumentation der Berichte aus der Feder ihres Mannes zu Beginn des Dokuments Herrn R. präsentiert als einen lebhaften, sprachgewandten und gewitzten Geist. Mit der fortschreitenden Demenz nimmt sie immer weniger Zitate von ihm auf. Wenn sie Äußerungen von ihm wiedergibt, dann zunächst solche, die ebenfalls – wenn auch viel knapper im Umfang – von einer solchen Gewitztheit zeugen. So etwa, als er zwei Damen, die sich zufällig vor dem Café an ihren Tisch setzen, begrüßt mit den Worten: „Die reitende Gebirgsmarine zu Fuß“ (R: 34), oder als er mit einer „jungen Kellnerin techtelte“ (R: 50) und dabei Fragen über die Architektur des Restaurants stellte. Doch bald dokumentiert Frau R. auch die zusammenhangslosen und zunehmend wirren Äußerungen ihres Mannes. Unter diesen sind viele, die, ganz genau wie es in Arno Geigers *Der alte König in seinem Exil* der Fall ist, von überraschender poetischer Qualität sind. Anders als Geiger ordnet Frau R. diese Äußerungen jedoch nicht über das ganze Dokument verteilt an und kommentiert sie auch nicht weiter. Sie listet die Äußerungen einfach an verschiedenen Stellen hintereinander, durch Absätze getrennt, auf. Einige Beispiele seien hier genannt:

Ich will nachdenken, aber es gibt nichts zu denken. Es ist alles gegenstandslos! (R: 51)

Ich möchte wissen, was das für eine Krankheit ist. (R: 51)

Wo treibt sich eigentlich unsere Familie rum? (R: 51)

Meine Mutter hat mir ein System gegeben, das noch hält, vielleicht kann man noch etwas verbessern! (R: 54)

Wenn das so weiter geht, werde ich mich total versagen. (R: 56)

[Zu seiner Frau]: Du wirst immer älter, aber du schmeckst immer besser! (R: 59)

Bei Geiger war die Dokumentation aphoristischer Aussprüche einhergegangen mit einer umfassenden Literarisierung der gesamten Situation. Dabei wird der demenzkranke Vater des Erzählers auch immer wieder mit verschiedenen Figuren der Weltliteratur verglichen. Meike Dackweiler hat gezeigt, wie diese wechselnden Vergleiche im Verlauf der Erzählung eine Entwicklung widerspiegeln: „die Entwicklung von einer Verfalls- hin zu einer Erfolgsgeschichte“ (Dackweiler 2014: 260; vgl. auch

Hartung 2005).¹⁰ Eine ähnliche über bloße Zitate hinausgehende Literarisierung oder, weiter gefasst: Ästhetisierung leistet auch das hier betrachtete Tagebuch von Frau R.

Nachdem sich die von Herrn R. geäußerte Hoffnung auf einen längeren gemeinsamen Lebensabend in der neuen, altersgerechten Wohnung für das Ehepaar R. schnell zerschlagen hatte, reflektiert Frau R. die Übersiedlung ihres Mannes in ein Pflegeheim. Dabei fällt auf, dass Gedanken über verschiedene literarische Werke mehr Raum einnehmen als die Schilderungen der Situation selbst. Das Heim, in dem Herr R. untergebracht wird, ist nach Lotte Kestner benannt. Das nimmt Frau R. zum Anlass, sich ausführlich mit dem einschlägigen Roman von J. W. Goethe *Die Leiden des jungen Werther* auseinanderzusetzen, wobei sie auch ihren Mann einbeziehen möchte:

Nun sah ich ein weites Feld für [G.] und mich, genauer in diese literarischen und historischen Zusammenhänge einzudringen, jetzt, wo [G.] im LOTTE-KESTNER-HAUS wohnte [Hervorhebung im Original] (R: 30).

Sie schreibt selbst seitenlang (R: 30-32) durchaus kenntnisreich über diese Zusammenhänge, merkt an, dass sie ihr Wissen darüber gezielt erweitere, besucht mit ihrem Mann das Grab der Kestner und schenkt ihm sogar eine Ausgabe der modernen DDR-Adaption des Stoffes *Die neuen Leiden des jungen W.* von Ulrich Plenzdorf. Dabei kann Herr R. doch ohnehin „nichts mehr von all dem in sich aufnehmen“ (R: 32).

Gerade die schwierigsten Stellen, die Übergänge und Brüche, zeigen eine solche gesteigerte Bezugnahme auf Kunstwerke. So findet sich etwa ein Foto, auf dem Herr R. vor einer öffentlich aufgestellten Skulptur steht (R: 45), direkt nach dem Bericht über ein langes auswärtiges Festessen. Es folgt die von „Gewissensbisse[n]“ (R: 48) begleitete Einsicht, dass solche Veranstaltungen im Familienkreis für Herrn R. inzwischen „zu lang!!!“ (R: 45) sind und in Zukunft nicht mehr zu realisieren sein werden. Die Mitteilung über den Tod von Herrn R. wird mit einem Zitat von Heinrich Heine verbunden (R: 62). Auch wenn am Ende in einem Anhang das Sterben von Herrn R. beschrieben wird, sind in den berührenden Text Abbildungen mehrerer Kunstwerke eingefügt: Werke von Georg Schrimpf, Vincent van Gogh, Kurt Schwitters, Joan Miró sind zu sehen – und zuletzt ein Foto vom blumengeschmückten Sarg mit einer Portraitaufnahme des Verstorbenen.

Bemerkenswert ist, wie es Frau R. gelingt, trotz dieser ästhetisierenden Einbettung die Härte der Symptome nicht zu kaschieren und ihre eigene Trauer ungeschönt zum Ausdruck zu bringen. Zwar macht sie die Erfahrung, dass mit Demenzzkranken eine andere, gewissermaßen auch emotional tiefergehende Form der Kommunikation möglich ist:

Unser Zusammengehörigkeitsgefühl ist [...] nicht verloren gegangen. Es hat sich vielleicht sogar gefestigt, ist noch stärker geworden (R: 50).

10 Der Vergleich von Alzheimerpatienten mit literarischen Figuren ist immer wieder zu beobachten. Die teilweise mit dem Internetauftritt der Deutschen Alzheimer Gesellschaft e. V. verbundene Website „Lebenslinienblog.de“ präsentiert zum Beispiel solche Vergleiche – etwa mit Don Quijote oder Alice im Wunderland – durch eine Angehörige geradezu als Fortsetzungsreihe („Hedwig und die Weltliteratur“). Magnusson 2014: 304 ff., zieht eine direkte Linie von Shakespeares *King Lear* zu ihrer eigenen Mutter.

Dennoch stellt sie auch fest, dass der Verlust der kognitiven Fähigkeiten ihres Mannes für sie selbst eine „Kommunikationslücke“ (R: 39) zur Folge hat und dass es Situationen gibt, in denen er „in seiner Welt verharret, zu der ich keinen Eingang mehr fand“ (R: 48). Insgesamt entsteht der Eindruck, dass es Frau R. – auch mit Bezug auf ihre eigene Krebserkrankung – gerade durch den unverstellten Blick auf die Verluste gelingt, auch diese schwere Zeit als lebenswert zu empfinden.

III.

Die Symptome der demenziellen Erkrankung von Herrn R. werden knapp, aber prägnant und deutlich dargestellt.

Der Zeitpunkt des Umzugs in die altersgerechte Wohnung fällt zusammen mit den ersten Erwähnungen von eindeutigen Symptomen durch Frau R.: Ihr Mann habe zwei Tage vor dem Umzug einen „Termin beim Neurologen“ (R: 17) wahrgenommen. Wenige Wochen darauf heißt es, er sei „allein sehr hilflos“ und habe „Orientierungsschwierigkeiten“ (R: 18); zum Besuch einer Theateraufführung merkt Frau R. an, ihr Mann „verstehet alles nicht mehr“ (R: 18). Eine „Verschlechterung der Demenz“ (R: 20) führt zur Einnahme von Medikamenten – erst hier wird zum ersten Mal ein medizinisierter Name für diese Symptome angegeben. Die meiste Zeit über werden die Symptome nicht explizit benannt. Sie sind aber im Hintergrund stets präsent, etwa durch Bemerkungen wie die, es habe einige Wochen „ohne Zwischenfälle“ (R: 25) gegeben. Doch da der Gesundheitszustand von Herrn R. insgesamt immer schlechter wird, die „große Unruhe, starke Verwirrtheit“ (R: 29) mit Herzbeschwerden und weiteren ernsten Problemen einhergehen, fällt schließlich die Entscheidung für das Pflegeheim. Dort angekommen, bessern sich die Symptome noch einmal. Ihr Mann schließt sogar neue Freundschaften, darunter auch eine

Frau von H., direkte Zimmernachbarin mit Großem Brockhaus und Ostpreußenheimat, Witwe eines Arztes aus Hamburg, saß oft bei ihm oder er bei ihr. Sie hatten gemeinsame Kindheitsmuster entdeckt, den Dixi, eine alte Automarke. Auch das Ännchen von Tharau war ein beliebtes Thema ihrer Unterhaltungen. Anfangs tauschten sie noch die Tageszeitungen aus, saßen am Mittagstisch neben einander. Ich wurde schon fast eifersüchtig (R: 33).

Die Überraschung über dieses zwischenzeitliche Aufleben weist eine erstaunliche Ähnlichkeit auf mit einer fiktionalen Demenzerzählung von Alice Munro (2013), in der das Motiv einer neuen demenziellen Liebschaft im Pflegeheim ausbuchstabiert wird. Es geht aus dem Tagebuch allerdings nicht hervor, ob Frau R. diese populäre und etwa im Berichtszeitraum auch als filmische Adaption in den Kinos präsente Erzählung bekannt war.¹¹

Die Familienchronik von Herrn K.: Eine positive Bilanz

Es soll nun abschließend ein Tagebuch betrachtet werden, in dem die Schilderung der demenziellen Symptome ausschließlich von außen erfolgt. In diesem sind keine ästhe-

¹¹ Die Erzählung *Der Bär kletterte über den Berg* ist zuerst 1999 erschienen und einige Jahre darauf verfilmt worden.

tischen oder literarischen Elemente zu finden. Auch dialogische Interaktionen mit der erkrankten Person kommen mangels Gelegenheit dazu nicht vor – jedenfalls nicht im sprachlich artikulierten Sinne. Wie stellen sich die Symptome und der Umgang mit ihnen in dieser Variante dar?

Die Schilderung des Diaristen dieses Dokuments ist von Sachlichkeit geprägt. Sie ist sehr ausführlich und dabei präzise. Der Titel lautet: *Bis dass der Tod Euch scheidet. Eine ausführliche Familienchronik (Saga). Erzählt über 80 Jahre – 1924-2004*.¹² Herr K. beschreibt darin unter anderem, wie er elf Jahre lang seine demenzkranke Frau pflegt, und zwar bis zu ihrem Tod im Jahr 2003. Er selbst war in seinem Berufsleben als Bilanz- und Finanzbuchhalter tätig gewesen, seine Frau als Sekretärin. Aus dem Umland von Berlin stammend, landen sie über Tätigkeiten im Westteil der Stadt nach dem Mauerbau in Baden-Württemberg, wo sie für den Rest ihres Lebens bleiben. Herr K. beschreibt seine Frau als depressiv. Ihre Eltern waren im Krieg gestorben, was sie offenbar sehr belastet hat. Als dann auch noch ihre eigene Tochter im Kleinkindalter durch einen Unfall ums Leben kommt, steht bei ihr „das Gespenst eines Suizids im Raum“ (K: 92). Herr K. erlebt schon in dieser frühen Zeit ihrer Ehe – in den 1950er Jahren – Phasen, in denen er seine Frau „nicht alleine lassen“ kann und „immer in ihrer Nähe“ (K: 92) sein muss. Ihre „inneren Gefühle“ (K: 93) waren stets schwer belastet, auch wenn es ihr zwischenzeitlich gelang, mit den zwei weiteren Kindern ein alltägliches Familienleben zu gestalten:

Sie hat jahrelang mit dieser seelischen Not in der Familie gelebt und war allen anderen Menschen immer als fröhlicher Mensch gegenüber getreten (K: 101).

Es habe in der Familie „nie Streitigkeiten oder laute Worte“ (K: 97) gegeben.

Die Chronik ist klar strukturiert. Nach den Teilen „Familienglück I“ und „Familienglück II“ folgt ein Zwischenstück mit zahlreichen Fotos aus dem gemeinsamen Leben und dem Familienleben der beiden Töchter. Dann schließt das Dokument mit dem Teil „Muttis Krankheit und Abschied“ (acht Seiten) und einem „Nachwort“ (zwei Seiten). Die Chronik ist einheitlich auf A4-Seiten mit dem Computer geschrieben.

Die demenziellen Symptome seiner Frau beschreibt Herr K. auf eine direkte und klare, aber keinesfalls kalte Art. So seien zunächst Gedächtnislücken aufgefallen, doch das Thema Demenz sei damals, im Jahr 1992, allgemein und in der Medizin noch nicht besonders präsent gewesen. Genau beschreibt er den Augenblick, in dem ihm klar geworden ist, dass ein ernsthaftes Problem besteht. Dieser Augenblick ereignete sich beim Kniffelspiel:

Eines Tages gab sie die Würfel nicht mehr zurück. Sie würfelte so lange weiter, bis sie die benötigte Zahl erwürfelt hatte (K: 119).

Bald schränkt sich aufgrund von Orientierungsproblemen ihre Mobilität ein. Sehr schnell wird sie pflegebedürftig. Sie bleibt zu Hause und wird von ihrem Mann mit Unterstützung durch professionelle Pflegekräfte betreut.

¹² Dokument im Besitz des Deutschen Tagebucharchivs Emmendingen; im Folgenden nachgewiesen mit der Sigle K sowie der Seitenzahl.

Herr K. verausgabt sich völlig in dieser heimischen Pflege. Jahrelang hat er „keinen freien Tag“ (K: 122). Dann beantragt er zwar wiederholt die temporäre Aufnahme seiner Frau in Pflegeheimen, um für einige Wochen Urlaub nehmen zu können – allerdings muss er dann diesen Urlaub dafür nutzen, sich selbst in der Klinik behandeln zu lassen (K: 122). Dennoch beklagt er sich in seinen Aufzeichnungen mit keinem Wort: „Es war nicht immer leicht, aber aus Liebe zu meiner Frau habe ich vieles geschafft“ (K: 121). Seine Frau ist offenbar kurz nach Ausbruch der Symptome völlig verstummt; sie habe die ganzen Jahre über „kein Wort gesagt. Nie jemanden erkannt“ (K: 123). Oft fühlte Herr K. sich allein, ging „zu ihr ins Zimmer, versuchte einige Worte mit ihr zu wechseln, aber keine Reaktion. Sie war immer in meiner Nähe und doch so fern“ (K: 125).

Aber Herr K. hat keine Zweifel daran, dass seine Frau, wenn auch „fern“, so doch noch eine Verbindung zu ihm aufrechterhält:

Wenn ich mit den Schwestern eine Unterhaltung hatte, bemerkten wir beide, dass Mutti unser Gespräch verfolgte und ihre Gedanken arbeiteten. Die Schwestern und Ich waren der Überzeugung, Mutti nahm noch teil am Leben, vielleicht auch wenig. Wenn sie die Augen schloss, fing sie an zu denken. Nach kurzer Zeit wurden die Augen wieder geöffnet und sie sah uns mit großen Augen an (K: 124).

In der Wahrnehmung und Darstellung von Herrn K. treten also die demenziellen Symptome selbst dann noch hinter die Persönlichkeit des betroffenen Menschen zurück, wenn dieser über elf Jahre hinweg im Zustand der vollen Pflegebedürftigkeit bettlägerig bleibt – ohne jegliche gezielt artikuliert Interaktion. Dieses Fortleben der individuellen Persönlichkeit auch im Zustand der fortgeschrittenen Demenz ist in der Gerontologie bestimmt worden als eine weniger zielgerichtete, aber dennoch eindeutig personenspezifische Form der situativen „Selbstaktualisierung“, die „Reste einer Selbstgestaltungstendenz“ aufweist:

Selbstgestaltung erscheint hier nicht mehr als ein bewusster, zielorientierter Prozess, sondern vielmehr als eine grundlegende Tendenz, sich Ausschnitten der Welt – und damit auch der sozialen Umwelt – zuzuwenden, auf diese in einer bestimmten Art und Weise zu antworten (Kruse 2013, 255).

Dieses Merkmal der fortgeschrittenen Demenz hat Herr K. offenbar intuitiv erfasst.

Das hervorstechende Merkmal dieser Tagebuchchronik ist die Selbstverständlichkeit, mit der die Lebensverläufe als in sich geschlossene, kongruente Sinneinheiten gesehen werden. Nicht nur die Gesamtkonzeption und die erzählerischen Kontextualisierungen leisten eine solche Geschlossenheit, sondern auch beiläufige Bemerkungen tragen dazu bei. So beschreibt Herr K. beispielsweise eine Tanzveranstaltung aus der Jugend mit den gleichzeitig zurück- und vorgreifenden Worten: „Es ergab sich, dass meine Wahl auf meine spätere Frau fiel“ (K: 82). Auch die Krankheit und Pflege von Frau K. stellen sich so als Teil der Biographie dar – und nicht etwa als Schicksalsschlag oder als ungerechte Belastung. Ohne dass Herr K. diese Verbindung als kausal benennt, entsteht bei der Lektüre der Eindruck eines intensiven Zusammenhangs zwischen den schwer depressiven Episoden seiner Frau in den 1950er Jahren und der

Jahrzehnte später notwendig gewordenen Pflege. Es ist, als hätte Herr K. sich damals dazu entschieden, sich um seine Frau zu kümmern, und diese Entscheidung schlichtweg nicht mehr in Frage gestellt. Den Satz „Bis dass der Tod Euch scheidet“, mit dem das Dokument ja betitelt ist, hat Herr K. offenbar sehr ernst genommen. Diese Verbindlichkeit in der Lebensführung hat gewissermaßen selbst etwas Poetisches, so dass es einer ästhetischen Einbettung gar nicht bedarf, um einen ästhetischen Effekt zu erreichen. Im Gegenteil ist es gerade der Kontrast zwischen dieser Haltung und der nüchternen, sachlichen, fast beiläufigen Sprache, der dem Dokument eine über das Empirische hinausgehende Transzendenz verleiht. Herr K. ist in seinem Berufsleben Bilanzbuchhalter gewesen und zieht am Ende trotz der langen, schweren Jahre der Pflege die persönliche Bilanz: „Ich möchte keine Stunde aus meinem Leben missen“ (K: 128).

Resümee

Zusammenfassend ist zu sagen, dass in den hier betrachteten Dokumenten die Tätigkeit der Übersetzung der Symptome in sprachlich darstellbare Erfahrung zwar recht unterschiedlich vorgenommen worden ist, sich dabei aber auch starke Gemeinsamkeiten zeigen ließen. Während Arno Geiger mit einem durchaus erkennbaren Anspruch der Universalisierung seiner Vorgehensweise seinen Vater auf kunstvolle Art in die Sphäre der Hochliteratur einbezieht, hat auch die Diaristin Frau R. eine ästhetisierende Methode gewählt. Sowohl in dem professionellen Buch als auch in dem Tagebuch lassen sich zwei hervorstechende Vorgehensweisen zeigen: die Auswahl von besonders prägnanten, aphoristischen Äußerungen der Erkrankten sowie die Einbettung des Geschehens in literarische und künstlerische Bezugsrahmen. In dieses Tagebuch waren auch die längeren schriftlichen Äußerungen des selbst Erkrankten gefallen, bei denen sich eine gewisse Tendenz ausmachen ließ, mit fortschreitender Symptomatik an greifbaren Daten, Fakten und Zahlen festzuhalten, wobei die vorher noch präsenten ausschweifenden, spielerischen Überlegungen verschwanden. Dieser Eindruck ist allerdings angesichts der erläuterten Kompositionsweise jenes Dokuments nur unter Vorbehalt zu formulieren. Weitere Forschungen über Selbstzeugnisse von Demenzkranken wären sicher aufschlussreich, auch als weitere Ergänzung der gerade erst einsetzenden volkscundlich-kulturwissenschaftlichen Demenzforschung (vgl. exemplarisch Krasberg 2013; Grebe 2012).

Mit der Tagebuchchronik von Herrn K. ist schließlich eine andere Art der Beschreibung vorgestellt worden, die auf die oben genannten Verfahren völlig verzichtet. Dennoch wird auch darin ein ähnlicher Effekt der reflexiven Erweiterung hervorgerufen, der sich direkt aus der biographischen Präsenz heraus speist. So stammt auch aus diesem Dokument ein reflexiver Ausdruck, der auf prägnante Art vorschlägt, die lebensgeschichtliche Komponente der Erkrankung nicht aus den Augen zu verlieren. Den primär medizinisierten Deutungs- und Behandlungsmodellen der Alzheimerkrankheit hält Herr K. aus seiner persönlichen Erfahrung heraus einen Satz entgegen, der die kritische Haltung gegenüber einer allzu sehr auf neuronale Prozesse fixierten Hirnforschung (vgl. Zunke 2012) auf den Punkt bringt. Die rein organische Begründung solcher Erkrankungen hält Herr K. für wenig überzeugend, denn: „Das Gehirn ist doch eine lebendige und arbeitende Einrichtung beim Menschen“ (K: 120).

QUELLEN

Geiger, Arno (2015) [2011]: *Der alte König in seinem Exil*, München.

Dokumente aus dem Deutschen Tagebucharchiv Emmendingen:

Diaristin Frau R.: Signatur: 79/3, Register-Nr. 75/3 (Sigle R)

Diarist Herr K.: Signatur: 1913/1, Register-Nr. 1615/1 (Sigle K)

LITERATUR

Beard, Renée Lynn, Jenny Knauss and Don Moyer (2009): Managing disability and enjoying life: How we reframe dementia through personal narratives, in: *Journal of Aging Studies* 23/4, 227-235.

<http://dx.doi.org/10.1016/j.jaging.2008.01.002>

Biller-Andorno, Nikola (2001): *Gerechtigkeit und Fürsorge. Zur Möglichkeit einer integrativen Medizinethik*, Frankfurt am Main/New York.

Bude, Heinz (2010): Selbständigkeit und Sorge, in: *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 64 9/10, 935-943.

Dackweiler, Meike (2014): Die Alzheimer-Narration am Beispiel von Arno Geigers *Der alte König in seinem Exil*, in: Henriette Herwig (Hg.): *Merkwürdige Alte. Zu einer literarischen und bildlichen Kultur des Alter(n)s*, Bielefeld, 251-276.

<http://dx.doi.org/10.14361/transcript.9783839426692.251>

Foucault, Michel (1973): *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*, Frankfurt am Main.

Freud, Sigmund und Arnold Zweig (1984) [1969]: *Briefwechsel*, hrsg. von Ernst L. Freud, Frankfurt am Main.

Galvin, Kathleen and Les Todres (2014) [2012]: *Caring and Well-Being. A Lifeworld Approach*, London/New York.

Grebe, Heinrich (2012): „Über der gewonnenen Zeit hängt eine Bedrohung ...“. Zur medialen Thematisierung von hohem Alter und Demenz: Inhalte, Strukturen, diskursive Grundlagen, in: Andreas Kruse, Thomas Rentsch und Harm-Peer Zimmermann (Hg.): *Gutes Leben im hohen Alter. Das Altern in seinen Entwicklungsmöglichkeiten und Entwicklungsgrenzen verstehen*, Heidelberg, 97-108.

Grebe, Heinrich, Welf-Gerrit Otto und Harm-Peer Zimmermann (2013): „The Journey into the Land of Forgetfulness“. Metaphors of Aging and Dementia in Media, in: Ulla Kriebneregg und Roberta Maierhofer (Hg.): *The Ages of Life. Living and Aging in Conflict?*, Bielefeld, 89-106.

Hartung, Heike (2005): Zwischen Verfalls- und Erfolgsgeschichte. Zwiespältige Wahrnehmungen des Alter(n)s, in: Dies. (Hg.): *Alter und Geschlecht. Repräsentationen, Geschichten und Theorien des Alter(n)s*, Bielefeld, 7-18.

Jean Paul (1970) [1960]: *Hesperus oder 45 Hundposttage. Eine Lebensbeschreibung*, in: Ders.: *Werke*, 1. Abteilung, Bd. 1, hrsg. von Norbert Miller, München, 472-1236.

Ders. (1971): *Flegeljahre*, in: Ders.: *Werke*, 1. Abteilung, Bd. 2, hrsg. von Norbert Miller, München, 567-1088.

Klie, Thomas (2014): *Wen kümmern die Alten? Auf dem Weg in eine sorgende Gesellschaft*, München.

Krasberg, Ulrike (2013): „Hab ich vergessen, ich hab nämlich Alzheimer!“: Beobachtungen einer Ethnologin in Demenzwohngruppen, Bern.

Kruse, Andreas (2010): Menschenbild und Menschenwürde als grundlegende Kategorien der Lebensqualität demenzkranker Menschen, in: Ders. (Hg.): *Lebensqualität bei Demenz? Zum gesellschaftlichen und individuellen Umgang mit einer Grenzsituation im Alter*, Heidelberg, 3-25.

- Ders. (2013): Das Individuelle in der Demenz – Zum Prozess der Selbstaktualisierung in späten Phasen der Demenz, in: Gerhard Bäcker und Rolf G. Heinze (Hg.): Soziale Gerontologie in gesellschaftlicher Verantwortung, Wiesbaden, 247-257.
- Magnusson, Sally (2014): *Where Memories Go: Why dementia changes everything*, London.
- Munro, Alice (2013) [1999]: Der Bär kletterte über den Berg, in: Dies.: Himmel und Hölle. Neun Erzählungen, Frankfurt am Main, 325-381.
- Peters, Martina (2007): Ich habe Alzheimer, in: Demenz – eine Herausforderung für das 21. Jahrhundert. 100 Jahre Alzheimer-Krankheit. Referate auf dem 22. Kongress von Alzheimer's Disease International, Berlin, 12.-14. Oktober 2006, hrsg. von der Deutschen Alzheimer Gesellschaft. e. V., Berlin, 23-24.
- Pott, Hans-Georg (2014): Altersdemenz als kulturelle Herausforderung, in: Henriette Herwig (Hg.): Merkwürdige Alte. Zu einer literarischen und bildlichen Kultur des Alter(n)s, Bielefeld, 153-201.
<http://dx.doi.org/10.14361/transcript.9783839426692.153>
- Roth, Philip (1992) [1991]: *Mein Leben als Sohn. Eine wahre Geschichte*, München.
- Schlaffer, Heinz (2013): Der Widerschein der Wirklichkeit. Dankrede zur Verleihung des Johann-Heinrich-Merck-Preises für literarische Kritik und Essay 2012 durch die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, in: Jahrbuch der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung 2012, Göttingen, 135-138.
- Stechl, Elisabeth, Gernot Lämmler, Elisabeth Steinhagen-Thiessen und Uwe Flick (2007): Subjektive Wahrnehmung und Bewältigung der Demenz im Frühstadium – SUWADEM. Eine qualitative Interviewstudie mit Betroffenen und ihren Angehörigen, in: Demenz – eine Herausforderung für das 21. Jahrhundert. 100 Jahre Alzheimer-Krankheit. Referate auf dem 22. Kongress von Alzheimer's Disease International, Berlin, 12.-14. Oktober 2006, hrsg. von der Deutschen Alzheimer Gesellschaft. e. V., Berlin, 223-229.
<http://dx.doi.org/10.1007/s00391-007-0434-6>
- Swinnen, Aagje and Mark Schweda (2015) (Hg.): *Popularizing Dementia. Public Expressions and Representations of Forgetfulness*, Bielefeld.
- Vedder, Ulrike (2012): Erzählen vom Zerfall. Demenz und Alzheimer in der Gegenwartsliteratur, in: Zeitschrift für Germanistik 22/ 2, 274-289.
http://dx.doi.org/10.3726/92136_274
- Völk, Malte (2015): *Ästhetik der Dingwelt. Materielle Kultur bei Jean Paul, Aby Warburg und Walter Benjamin*, Berlin.
- Zimmermann, Harm-Peer (2012): Über die Macht der Altersbilder, in: Andreas Kruse, Thomas Rentsch und Harm-Peer Zimmermann (Hg.): *Gutes Leben im hohen Alter. Das Altern in seinen Entwicklungsmöglichkeiten und Entwicklungsgrenzen verstehen*, Heidelberg, 75-86.
- Zeilig, Hannah (2014): Dementia as a Cultural Metaphor, in: *The Gerontologist* 54/2, 258-267.
<http://dx.doi.org/10.1093/geront/gns203>
- Zunke, Christine (2012): Gehirn und Geist. Über das Verhältnis von Material und Freiheit zum Gegensatz von empirischer Forschung und Reflexivität, in: Malte Völk, Oliver Römer, Sebastian Schreull, Christian Spiegelberg, Florian Schmitt, Mark Lückhof und David Nax (Hg.): „... wenn die Stunde es zuläßt. Zur Traditionalität und Aktualität kritischer Theorie“, Münster, 289-303.

Zusammenfassung

Die Untersuchung nähert sich aus kulturwissenschaftlicher Sicht der biographisch orientierten Darstellung von demenziellen Erkrankungen durch nahe Angehörige. Dafür werden anhand von ausgewählten Dokumenten unterschiedliche Erzähl- und Darstellungsformen miteinander verglichen: Eine professionell geschriebene und publizierte Alzheimer-Narration wird auf ihre erzählerischen Muster hin analysiert.

Diese werden auf ganz ähnliche Weise auch in einem nichtpublizierten, privaten Tagebuch nachgewiesen, während eine weitere private Familienchronik auch ohne besondere Gestaltungsweisen einen vergleichbaren poetischen und reflexiven Gehalt akkumuliert. Die Untersuchung fokussiert sich dabei besonders auf den schwierig zu fassenden Grenzbereich zwischen der schwindenden Ausdrucksfähigkeit der Erkrankten selbst auf der einen und der relationalen Erfahrung der Angehörigen auf der anderen Seite.